

Artikel für einen Wettbewerb der Stadt Weimar.

Die Freiheit – als eine schöne Kunst betrachtet R. Mathias Dunkel

Über den russischen Schriftsteller Puschkin kursiert folgende Anekdote: als Jugendlicher hatte er einen Aufsatz über die Faulheit zu schreiben. Er schrieb auf die erste Seite „das“, auf die zweite „ist“ und auf die dritte Seite „Faulheit“. Ein geniales Meisterwerk der Verdichtung, im wahrsten Sinne des Wortes gewitzt. Diese Form des Essays verbietet sich mir, da der hier gestellte Auftrag sehr eingegrenzt und fesselnd lautet, dass 10 Din-A- 4 Seiten über das Thema Freiheit zu verfassen seien. Mit einer unterdessen vergessenen Höflichkeitsform möchte ich sagen, dass ich so frei bin, das Thema anzunehmen. Nichtsdestotrotz denke ich, dass es der Thematik gut entspräche, wenn ich zehn unbeschriebene Seiten abgäbe. Noch freier wäre es gewesen, gar nichts abzugeben, denn was ist freier als das Nichts. Wobei zu fragen wäre, ob das Nichts als eine Kunst und sogar noch als eine schöne Kunst bezeichnet werden könnte. Für mein Dafürhalten stellen die über 700 eng beschriebenen Seiten von Ludger Lütkehaus` opulentem Essay mit dem vielsagenden Titel „Nichts“ ein Meisterwerk dar.

Bekannt sind die freien Künste des Mittelalters. Diese „Artes liberales“ (lat. „freie Künste“) bezeichnen in der Antike und im Mittelalter die Kenntnisse und Fertigkeiten, die zur Unterrichtung eines **freien** Mannes für nötig erachtet wurden. Diese „Sieben **Freien Künste**“ waren Lehrfächer bzw. Wissenschaften, deren Aneignung im Allgemeinen nicht dem Lebensunterhalt diene. Sie umfassten einige Bestandteile der einst sehr hoch entwickelten und hochstehenden antiken Bildung und Wissenschaft und stellten das gesamte theoretische Bildungs- und Wissensgut der niedergehenden Antike und fast des gesamten Mittelalters dar. Die Beschäftigung der Sklaven nannte man in der Antike im Gegensatz dazu „Artes illiberales“ („unfreie Künste“) oder „Artes mechanicae“ („mechanische Künste“), worunter man rein mechanische Arbeiten verstand. Im Mittelalter wurden die Freien Künste sowohl von den weltlichen als auch von den geistlichen Vertretern der feudalen Schichten verwendet, um einerseits die religiöse Weltanschauung zur Geltung zu bringen, und andererseits diese in den Stand zu versetzen, ihren gesellschaftlichen Funktionen nachzukommen.

Mit Beginn der Renaissance wurden die sieben freien Künste dann allmählich wieder von der Ars mechanica, der vormaligen unfreien Kunst, abgelöst. Nietzsche, der direkte Vordenker Freuds in der Nachfolge Schopenhauers meinte berechtigterweise, dass es zur Umwertung aller Werte gekommen sei. Zur Ars mechanica zählte auch die Medizin. Das Wort Medizin bedeutet „messen“.

Das heißt, dass der gesunde Mensch im rechten Maß und nicht maßlos leben sollte. Was aber wiederum nicht heißt, dass der Mensch vermessen, sondern in Harmonie sein sollte. Wäre das eine Form von Freiheit? Freiheit in der vermessenen und gemessenen Begrenzung. Die sieben freien Künste beinhalteten nicht die Kunst der Freiheit, sie verschafften Freiheit. Freiheit, ist das eine schöne Kunst, wie eben das Trivium der „Artes liberales“ mit der Grammatik, Dialektik und Rhetorik, und dem Quadrivium mit der Geometrie, Arithmetik, Astronomie/Astrologie und der Musik?!

Genauer betrachtet ist Freiheit zunächst keine Kunst, sondern ein Gefühl, wie Liebe oder Hass. Gefühle stellen Empfindungen dar. Die Empfindsamkeit wird als Ästhetik bezeichnet. Ästhetik ist die die Sinne betreffende Wissenschaft. In der heutigen Medizin gibt es sogar die Kunst der Anästhesie. Mithilfe dieser Kunst gelangt man zu der Freiheit, keinen Schmerz, mitunter

gar nichts mehr zu fühlen. Man taucht in die Freiheit der Narkose ein, und empfindet das besagte Nichts, welches man dann allerdings eben nicht empfinden kann. Dementsprechend lässt Richard Wagner zum Schluss seiner Oper „Tristan und Isolde“ letztere singen: „höchste Lust, unbewusst.“

Wie schon dargestellt, ist Ästhetik eine Kunst. Künste werden erlernt. Wie wurden und werden Künste gelehrt? So wurden die „Artes liberales“ im Mittelalter personifiziert in Form von weiblichen Allegorien und mit Attributen versehen dargestellt. Am Freiburger Münster hat die Grammatik eine Rute in der Hand. Ihr zu Füßen sitzen zwei Schüler. Der eine sitzt eifrig lesend gebeugt über seinem Buch, der andere wird von der Dame namens Grammatik unsanft am Ohr gezogen. Die disziplinierende Rute des Mittelalters verwandelt sich bei Heinrich Heine in seinem deutschen Wintermärchen in einen Stock, wenn er über die Preußen reimt: „Sie stelzen noch immer so steif herum, so kerzengrade geschniegelt, als hätten sie verschluckt den Stock, womit man sie einst geprügelt. Ja, ganz verschwand die Fuchtel nie, sie tragen sie jetzt im Innern.“ Heute findet sich diese Fuchtel als Abstraktum in Form von Studien wieder, die so schief wie der besagte Turm von Pisa sind. Welche Grammatik der Gefühle bildet sich bei den Schülern aus, die solcherart mittels einer drohenden Rute diszipliniert werden? Etwa Freiheitsgefühle? Oder gar eine Willensfreiheit?

Man erinnere sich an die Redewendung, dass einem etwas eingebläut worden sei. Im Großen und Ganzen müssen Menschen alles lernen. Hierbei ist es nicht unwichtig sich zu verdeutlichen, dass in vielen Kulturen mittels des Schmerzes die kulturellen Gegebenheiten in die Körper der jungen Menschen nahezu „eingeschrieben“ werden. Das geschieht durch Initiationsrituale, die man in allen menschlichen Kulturen findet. Die bekannteste Form dieser „Einschreibung in den Körper“ sind die Beschneidungen, wodurch Erinnerungsspuren in den Körper geschnitten werden, damit der Initiand sich jederzeit an die Kulturgebote erinnert.

Ohne Gefühl nützt keinerlei Wissen. Nur das eingefleischte, emotional verankerte Wissen ist wirkliches Wissen. Der Komponist Gustav Mahler hat einmal gesagt: „Die einzige Wahrheit auf der Erde ist unser Gefühl!“ Damit verdeutlicht er unser Ausgeliefert- und Abhängigsein von Gefühlen und hat - wie auch in seiner Musik - klar ausgedrückt, was wir auch psychobiologisch wissen. Gefühle haben in der Phylogenese des Menschen eine wichtige Funktion. Gefühle sind Reaktionsmuster auf positiv verstärkende oder aversive körperexterne oder- interne Reize. Emotionen sind zwar auch psychische Kräfte wie Triebe und Motivationen, aber weniger triebnah. Die primären Gefühle (Freude, Trauer, Furcht, Wut, Überraschung und Ekel) sind angeborene Reaktionsmuster, die bei Menschen aller Kulturen gleich ablaufen. Beim heranwachsenden und erwachsenen Menschen in zivilisierten Kulturen treten Gefühle meist als Gefühlsgemisch der primären Emotionen auf. Gefühle gehören zwar nicht genuin zu den Trieben, sind aber triebnah; sie haben sich evolutionär entwickelt, man findet sie menschenähnlich bei den Schimpansen, wobei hier daran erinnert werden soll, dass der genetische Code beider Arten zu 98,6% identisch ist. Es ist aber zu betonen, dass die Genetik nicht so unfrei ist, wie es oftmals dargestellt wird; die Gene, bzw. deren Träger, verfügen über die (relative) Freiheit der Genexpression.

Das Gegenteil der Freiheit ist bekanntlich die Gefangenschaft, zum Beispiel die des Kerkers, wobei Friedrich Schiller doch gerade wieder gesagt hat, dass es die größte Freiheit im engsten Kellerloch geben sollte. Die Begriffe eng und Angst sind etymologisch verwandt. Tiefenpsychologisch kann man grundsätzlich vier verschiedene Angstformen unterscheiden: Die Trennungsangst, die Angst vor Liebesverlust, die Angst vor Strafe (die Rute der „Grammatik!“) und schlussendlich die Vernichtungsangst. Letztlich ist jede Angst eine Todesangst, denn auch der „soziale Tod“ ist als eine existenzielle Vernichtung anzusehen; es sei in diesem Zusammenhang an den Rufmord erinnert.

Es kann also gesagt werden, dass wir uns in einem Labyrinth der Todesangst bewegen. Dementsprechend hat man in vielen Kulturen das Labyrinth entwickelt. Ein Labyrinth, welches durch die Freiheit des Lebens und die Einengung der Todesangst eingegrenzt ist. Man will sich aus der Gefangenschaft befreien, um der Enge zu entkommen. Bekanntlich fordert Schiller durch Marquis Posa Gedankenfreiheit, obwohl es doch heißt, dass Gedanken frei seien. Andererseits sind wir durch die Rute der Grammatik indoktriniert, unsere Denkmuster beherrschen uns und wir nicht sie. Gedanken sind wie wilde Pferde: sie müssen beherrscht werden. Sowohl Freiheits- und auch Angstgefühle können durch Phantasien bzw. Vorstellungen oder Vermutungen entstehen. Ein abstraktes Modell der Vermutung ist das Labyrinth. Denkgebäude können als Labyrinth bezeichnet werden. Es gibt drei Labyrintharten. Erstens das klassisch-griechische. In diesem Labyrinth kann sich niemand verirren. Man tritt ein und gelangt irgendwann ins Zentrum und davon wieder zum Ausgang. Im Zentrum sitzt der Minotaurus, als Symbol für Tod, Läuterung und

Wiedergeburt.

Es beinhaltet die Chance, die Kunst der Freiheit eines selbst beherrschenden Lebens zu erfahren. Wenn man das klassische Labyrinth auseinander zieht, hat man den Faden der Ariadne in der Hand. Das klassische Labyrinth ist der Lebensfaden seiner selbst. Zweitens gibt es das barock-maniristische Labyrinth, den Irrgarten. Wenn man es auseinander zieht, erhält man eine Art Baum, ein Gebilde mit zahlreichen Ästen und Zweigen aus toten Seitengängen. Dessen Ausgang ist nicht leicht zu finden. Drittens schließlich gibt es das Labyrinth als Netzwerk oder als Rhizom. Das Rhizom-Labyrinth ist so vieldimensional vernetzt, dass jeder Gang sich unmittelbar mit jedem anderen verbinden kann. Es hat weder ein Zentrum noch eine Peripherie, auch keinen Ausgang mehr, da es potenziell unendlich ist. Eine Freiheit – die des Universums –, in der man sich verlieren und die einem wieder Angst machen kann.

Obwohl es immer wieder Denker wie Epikur gab, der sagte, dass das schauerhafteste Übel, der Tod, für uns keine Bedeutung habe, da ja, solange wir leben, der Tod nicht anwesend sei, sobald aber der Tod eintrete, wir nicht mehr leben werden, blieb die im Abendland vorherrschende Vorstellung vom Tode als ängstigend bestehen, wie die Antike sie durch das Bild der Parzen ausdrückte, besonders durch Atropos, die mit der Schere über den Todeszeitpunkt der Menschen herrscht. Dieses Bild hat sich bis heute erhalten, so in der Redewendung vom „Abschneiden des Lebensfadens“ oder in der Darstellung des Todes als Sensenmann.

Im dritten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts stellten drei Denker den Tod in den Mittelpunkt ihrer Ideologien, ein Metaphysiker, ein Biologe und ein Psychologe – Heidegger, Ehrenberg und Freud. Jeder von ihnen erblickte im Tod die Vorbedingung und den Schlüssel zum Verständnis des Lebens. Höchstwahrscheinlich griffen sie auf Georg Simmel zurück, der schon 1910 einige grundlegende andere Todesideen formuliert hatte. Aber auch Montaigne schrieb einen Essay, dass philosophieren heiße, sterben zu lernen. Wie nach Montaigne, aber auch nach Sokrates und Seneca – allesamt hochgeachtete Denker, die aber doch nicht bezüglich der alltäglichen Lebenskunst ernst genommen wurden –, solle man nach Simmel mit dem Tode nicht nur in der letzten Stunde des Lebens rechnen; er stelle vielmehr eine formale Qualität des Lebens dar, die die Klangfarbe der Lebensmelodie bestimme. Der Drang nach mehr Leben sei zugleich Flucht vor dem Tode; angesichts des Todes werde das Leben damit verbracht, ihm zu entgehen. Diese Lebensgier einer übersteigerten *vita activa*, dient unbewusst dazu, dem Tod ausweichen zu wollen – eine massive Unfreiheit.

So ist der Eckpfeiler von Heideggers Daseinsanalyse die Gegenwart des Todes. Er bezieht den Standpunkt, dass Existenz ein Existieren auf den Tod hin, ein „Sein zum Tode“ ist. Ehrenberg sieht das Wesen aller Lebensvorgänge in ihrer Tendenz zur Ausbildung von Strukturen. Soweit die Strukturen irreversibel sind, vermindern sie das Lebenspotential. Der Tod tritt ein, wenn das Ausmaß oder die

Quantität der Strukturierung einen Grenzwert erreicht, der die Lebensprozesse unterbindet. Der Tod ist demnach weder ein Betriebsunfall, noch ist er durch die Unfähigkeit des Organismus zur Ausscheidung von Stoffwechselprozessen bedingt, sondern er tritt dann ein, wenn das Leben seine Aufgabe erfüllt hat, das Formlose in Strukturen umzuwandeln. Der Tod ist also nicht als notwendige Folge morphologischer oder physiologischer Merkmale von Zellen oder Organismen in das Leben eingetreten, sondern er ist Wesensausdruck des Lebens. Der isolierte biologische Prozess wird im Kontext des übergeordneten Systems der Person betrachtet. Auf den menschlichen Lebenslauf übertragen bedeutet das: zu welchem Ausmaß an Strukturierung ist dieser Mensch noch fähig? Denn die Ausbildung von Strukturen als Tendenz des Lebens wird auf der psychischen Ebene ebenso wirksam wie auf der biologischen.

Sigmund Freud postulierte den Lebens- und den Todestrieb – Eros und Thanatos –, die antagonistisch miteinander verschränkt sind. Freud fand, dass es Aufgabe der Triebe wäre, eine Gewähr dafür zu bieten, dass keine biologische Abweichung zur Dauereinrichtung wird und alles Lebendige an seinen Ausgangspunkt zurückkehrt. Die automatische und zwingende Wirkung der Triebe ist ein unentbehrlicher Beitrag zur Erhaltung des Lebens. Aber wenn man dem Hauptsatz der modernen Biologie zustimmt, dass das Leben aus einem anorganischen Zustand entstanden ist, so stellt das Leben selbst die stärkste vorstellbare Abweichung von einem früheren Zustand dar. Das Problem lautet für Freud, ob es einen Trieb gibt, der auch die Rückkehr des Organismus zum primären anorganischen Zustand garantiert, in dem das Leben seinen Ursprung hat. Darauf gibt Freud eine positive Antwort und glaubt, diesen Trieb in Gestalt des Todestriebes entdeckt zu haben. Die Triebe, die für die Erhaltung des Lebens so unentbehrlich sind, es begünstigen und beschützen, sind niemals imstande, das Endergebnis der stillen Arbeit des Todestriebes zu

verhüten. Zwischen den Trieben im Dienste der Lebenserhaltung und jenen, die das Leben einschränken, bis es zu seinem Ursprung zurückkehrt, herrscht fortwährender Kampf. Die Todestriebe, die sich zunächst nach innen wenden und nach der Selbstdestruktion streben, werden sekundär nach außen gerichtet und äußern sich nun in Form des Aggressions- und Destruktionstrieb. Hiermit formuliert Freud, dass zunächst der Tod da ist und dann das Leben, um dann wieder vom Tod abgelöst zu werden. Schopenhauer sagte entsprechend, dass es uns Menschen wenig zu kümmern scheint, dass wir vor unserer Geburt schon eine Ewigkeit nicht da gewesen sind, es scheint uns aber sehr zu bekümmern, dass wir nach unserem hiesigen Dasein eine Ewigkeit nicht mehr da sein werden.

Wir sind also in eine Triebstruktur eingesperrt, die uns vorwärts treibt, aus der es grundsätzlich kein Entrinnen gibt. Dieses Labyrinth der Triebstruktur, die uns gefangen hält, soll im Folgenden dargestellt werden.

Innerhalb der sozialbiologischen Forschung hat man in den letzten 25 Jahren das Ich-Ideal als Handicap-Prinzip beschrieben. Angesichts eines sprichwörtlich narzisstischen Vogels, nämlich dem Pfau – einem der Attribute der griechischen Götterfürstin Hera -, lässt sich dieses Handicap-Prinzip sehr gut darstellen. Der scheinbar so nutzlose Schmuck dieses Vogels dient einem ganz bestimmten Zweck: Er hilft seinem Träger, in der sexuellen Konkurrenz so erfolgreich wie möglich abzuschneiden und damit seine Gene erfolgreich an die nächste Generation weiterzugeben. Die Pfauendamen bevorzugen die Männchen mit den meisten, größten und farbenprächtigsten Augen im Schwanzgefieder. Stehen zwei Hähne zur Wahl, so wird jener die Gunst der Henne gewinnen, der die größere Zahl an Augen sein eigen nennt. Die Attraktivität lässt sich somit direkt in Zahlen fassen.

Man denke nur an all die anderen Beispiele üppiger Prachtentfaltung, die sich im Tierreich finden: die Paradiesvögel der Südsee, den Farbreichtum der Korallenriffe, die Buntbarsche afrikanischer Seen und die schillernde Welt der Schmetterlinge. Warum wird hier nicht gegezitt, sondern geprotzt? Warum nicht vorsichtig gehaushaltet - so wie es unsere derzeitigen Bundes- und Landesregierungen immer wieder so wunderbar vergeblich versuchen -, sondern scheinbar verschwenderisch zur Schau gestellt? Es kann nur derjenige im Wettstreit der Organismen erfolgreich genannt werden, der Nachkommen zurücklässt. Genauer: Was zählt, ist die Zahl seiner Nachkommen, die ebenfalls wieder Nachkommen zeugen, im Vergleich zur entsprechenden Nachkommenzahl der sich ebenfalls fortpflanzenden Artgenossen. Im monetären Bereich abstrahiert als Zins- und Zinseszins.

Schopenhauer, einer der Vordenker des Nachdenkers Freud, schreibt in seinem opus magnum „Die Welt als Wille und Vorstellung“ : „Denn alle Verliebtheit, wie ätherisch sie sich auch geberden mag, wurzelt allein im Geschlechtstrieb, ja, ist durchaus nur ein näher bestimmter, specialisirter, wohl gar im strengsten Sinn individualisirter Geschlechtstrieb. (...) Der Endzweck aller Liebeshändel (...) ist wirklich wichtiger, als alle andern Zwecke im Menschenleben, und daher des tiefen Ernstes, womit Jeder ihn verfolgt, völlig werth.(...)Was im individuellen Bewußtseyn sich kund giebt als Geschlechtstrieb überhaupt und ohne die Richtung auf ein bestimmtes Individuum des andern Geschlechts, das ist an sich selbst und außer der Erscheinung der Wille zum Leben schlechthin. (...) Was nun aber zuletzt zwei Individuen verschiedenen Geschlechts mit solcher Gewalt ausschließlich zu einander zieht, ist der in der ganzen Gattung sich darstellende Wille zum Leben, der hier eine seinen Zwecken entsprechende Objektivation seines Wesens anticipirt in dem Individuo, welches jene Beiden zeugen können.“

Was bei Schopenhauer der Wille war, wird von Freud dann als Es bezeichnet.

Innerhalb vieler Tierarten, und somit auch beim Menschen, gibt es eine wesentliche Qualität, die ein Individuum öffentlich machen kann. Es ist die Macht, über die es verfügt. Macht ist nichts, was dem Individuum als körperliches Merkmal anhaftet, sondern eine Eigenschaft, die sich nur in Bezug auf andere Individuen, beim

Menschen auf die Mitmenschen definiert. Der Gründungsvater der Soziologie, Max Weber, hat Macht als die Möglichkeit beschrieben, andere Menschen zu etwas zu bringen, was sie von sich aus nicht tun würden. Der Vorteil einer derartigen Möglichkeit ist offensichtlich: Wer es in der Hand hat, was andere tun, kann deren Kräfte und Fähigkeiten zu seinem eigenen Nutzen einsetzen. Wie aber lässt sich diese eigentlich unsichtbare Eigenschaft eines Menschen sichtbar machen? Am besten natürlich durch weithin sichtbare Zeugnisse für den erfolgreichen Einsatz derartigen Macht.

Auch die von uns so hoch geschätzte „Bildende Kunst“ - es wird immer wieder die Freiheit der Kunst postuliert -, dient auf eine sublimierte Art und Weise der Machtdemonstration. Anmerken möchte ich hierbei, dass Freud den Begriff der Sublimierung aus der ägyptischen Kunst der Alchimie entlehnt hat. Innerhalb der Kunstgeschichte lässt sich dieses Handicap-prinzip -

natürlich nur sehr verkürzt und verdichtet - folgendermaßen darstellen: In der Renaissance war der beste Künstler beim mächtigsten Herrscher: Dürer war Hofmaler von Kaiser Maximilian, der zweitbeste, Cranach, war Hofmaler beim zweitmächtigsten, dem Kurfürsten von Sachsen, der drittbeste, Grünewald, war Hofmaler beim Drittmächtigsten, dem Fürstbischof von Mainz und Herzog von Brandenburg Albrecht, der viertbeste Künstler, Holbein, fand in Deutschland keinen adäquaten Platz. Er wurde Hofmaler des englischen Königs. Wenngleich Kunsthistoriker vielleicht debattieren mögen, ob diese Interpretation in ihrer Rigidität wirklich zutrifft, wird eines nicht bezweifelt werden können, nämlich der historisch regelmäßig anzutreffende Zusammenhang zwischen Macht und der Pracht ihrer je stärkeren Insignien.

Man wollte und will immer und überall repräsentieren, und dies kann angesichts einer steten Konkurrenz um die privilegierten Positionen einer Gesellschaft nur im Wettbewerb mit fälschungssicheren Signalen geschehen. Nur wer sich die besten Künstler leistet, dem glaubt man, dass er reich und mächtig ist. Weil demonstrative Verschwendung in diesen Kontexten Wettbewerbstauglichkeit in Machtsystemen annonciert, setzt ganz automatisch eine Rüstungsspirale in Gang: Der Mächtigste muss immer etwas mehr in seine Statussignale investieren - es sei daran erinnert, dass der Begriff investieren ursprünglich einkleiden bedeutet -, also immer etwas mehr verschwenderische Schönheit produzieren lassen, als der Zweitmächtigste aufbieten kann.

Die Rangliste der Investitionen in Repräsentation entspricht direkt der Rangliste an Einfluss und Macht. Die Logik dieses Signalsystems funktioniert gleichermaßen, ob Einzelpersonen, Dynastien, Clans, Stämme, Parteien, Staaten, Kirchen oder Konzerne im Wettbewerb stehen. Schönes - nutzlos und teuer - entsteht folgerichtig umso wahrscheinlicher, je größer die Konkurrenz ist. Psychoanalytisch formuliert geht es anscheinend immer wieder um das Agieren des Ich-Ideals, welches uns biologisch triebhaft vorwärts treibt.

Last but not least soll noch ein Beispiel des Aggressionstriebes, wie er sich bei den Primaten zeigt, dargestellt werden: 1974 wurde erstmals dokumentiert, wie im tansanischen Gombe-Nationalpark eine aus acht Schimpansen, sieben Männchen und ein Weibchen - übrigens findet man in allen Statistiken über menschliche Gewalttaten (abgesehen von der Giftvergabe; man betrachte das interessante Wort „Mitgift“) dieses Verhältnis von 7 zu 1 - bestehende Gruppe der Kasekalaschimpanzen zielstrebig und mäusestill in das Territorium der Nachbarn vordrangen. Im benachbarten Territorium töteten sie vorsätzlich einen Schimpansen der Nachbargruppe. Die Forscher beobachteten, dass es in diesen benachbarten Territorien zwei Schimpansengemeinschaften gab: die ursprüngliche Kasekala und die südliche Abspaltung Kahama. Die Kasekalaschimpanzen organisierten immer wieder solche Überfälle. Nach sich immer wieder wiederholenden Kriegszügen hatte Ende 1977 die Kahama-Schimpansengruppe aufgehört zu existieren. Ein triebhaftes Geschehen, welches die Menschen bis zum heutigen Tage nachäffen, und dann noch als hohe Literatur feiern lassen, durch Homer, Cäsar, Las Cases in seinen Beschreibungen über Napoleon etc.

Wenn man sich unfrei fühlt, so will man sich aus der Gefangenschaft befreien. Die Kunst der Befreiung. „Freiheit oder den Tod!“ lässt Friedrich Schiller in etlichen seiner Stücke ausrufen. Man kämpft oder flieht, um sich zu befreien. Fight and flight sagt die moderne Stressforschung. Eine Möglichkeit, um einem Feinde zu entkommen, stellt die Verwandlung zur Flucht dar. Der Nobelpreisträger Elias Canetti unterscheidet in seinem opus magnum „Masse und Macht“ zwei Fluchtformen: die lineare und die zirkuläre Verwandlungsflucht. Die lineare Form ist die sehr gewöhnliche der Jagd. Der Angreifer kommt immer näher, vielleicht gelingt es ihm sogar, seine Beute zu packen. Da verwandelt sie sich, nun in etwas anderes, und entkommt wieder. Als eine zirkuläre Verwandlungsflucht, bei der alles an einem Fleck geschieht, beschreibt Canetti die Hysterie. Die großen Anfälle dieser Krankheit seien nichts anderes als eine Reihe von heftigen Verwandlungen zur Flucht. Die Betroffenen fühlen sich von einer überlegenen Macht gepackt, die sie nicht mehr loslässt. Jede Verwandlung, die die Hysteriker unternehmen, ist darauf berechnet, diesen Griff zu lockern. Eine der häufigsten ist die Verwandlung in Tote; sie ist altbewährt und schon von vielen Tieren her bekannt. Man hofft, dass man als Toter losgelassen wird. Man verzichtet auf jede Bewegung, als wäre man tot, und der Angreifer entfernt sich. Wenn sich der Angreifer aber nicht entfernt, dann entsteht ein Gefühl der Unfreiheit in seiner schlimmsten Form: Die Melancholie. In der Melancholie ist man das Ereilte und bereits Ergriffene. Man ist in sein Schicksal ergeben und sieht sich als Beute. Die Entwertungsvorgänge drücken sich in übertragener Form als Schuldgefühle aus. Eine Schuld bedeutete ursprünglich, dass man in der Macht eines anderen war. In der Macht des Minotaurus.

Ein wunderbares Beispiel einer Verwandlungsflucht findet man bei Franz Kafka, dessen Labyrinth man sich als kafkaesk angewöhnt hat zu bezeichnen, der seinen berühmten Affen in

dessen Bericht für eine Akademie sagen lässt: „Ich habe Angst, dass man nicht genau versteht, was ich unter Ausweg verstehe. Ich gebrauche das Wort in seinem gewöhnlichsten und vollsten Sinn. Ich sage absichtlich nicht Freiheit. Ich meine nicht dieses große Gefühl der Freiheit nach allen Seiten. Als Affe kannte ich es vielleicht und ich habe Menschen kennen gelernt, die sich danach sehnen. Was mich aber anlangt, verlangte ich Freiheit weder damals noch heute. Nebenbei: mit Freiheit betrügt man sich unter Menschen allzu oft. Und so wie die Freiheit zu den erhabensten Gefühlen zählt, so auch die entsprechende Täuschung zu den erhabensten. Oft habe ich in den Varietés vor meinem Auftreten irgendein Künstlerpaar oben an der Decke an Trapezen hantieren sehen. Sie schwangen sich, sie schaukelten, sie sprangen, sie schwebten einander in die Arme, einer trug den anderen an den Haaren mit dem Gebiss. 'Auch das ist Menschenfreiheit', dachte ich, 'selbstherrliche Bewegung.' Du Verspottung der heiligen Natur! Kein Bau würde standhalten vor dem Gelächter des Affentums bei diesem Anblick. Nein, Freiheit wollte ich nicht. Nur einen Ausweg; rechts, links, wohin immer; ich stellte keine anderen Forderungen; sollte der Ausweg auch nur eine Täuschung sein; die Forderung war klein, die Täuschung würde nicht größer sein. (...) Heute sehe ich klar: ohne größte innere Ruhe hätte ich nie entkommen können. Durch eine Anstrengung, die sich bisher auf der Erde nicht wiederholt hat, habe ich die Durchschnittsbildung eines Europäers erreicht.“

Als einer der wichtigsten Auswege innerhalb der Menschheitsgeschichte wurde die Religion angesehen. Freiheit durch Transzendenz. Dabei bedeutet Religion wörtlich „Wiederbindung“. Freiheit durch Bindung? In diesem Zusammenhang ist es nicht uninteressant, auf Émile Durkheim hinzuweisen, demzufolge Religion nicht aus dem Glauben an geistige Wesen oder aus einem inneren Bedürfnis des Menschen heraus entsteht; sie ist für ihn vielmehr Ergebnis der kategorialen Unterscheidung in profane und sakrale Phänomene. Religion und die mit ihr verknüpften Rituale schreiben dem Menschen sodann vor, wie er sich dem Sakralen gegenüber zu verhalten habe. In diesen Vorschriften spricht jedoch nicht Gott – wie Durkheim meint –, die Sittlichkeit oder die Vernunft des Menschen zum Menschen, sondern die Gesellschaft zu ihren Mitgliedern. Die Religion ist nicht nur das Abbild der Gesellschaft, sondern sie betet sich in ihr selbst an. In der Religion verehrt der Gläubige jedoch nicht die empirisch brauchbare Gesellschaft, sondern die Gesellschaft in ihrer idealisierten Form. Religion und Moral gründen demnach auf dem kollektiven Leben und drücken kollektive Vorstellungen aus.

Nachdem wir uns somit Kenntnis über unsere Gefangenschaften unserer tief verankerten Triebstrukturen verschafft haben, können wir die Kunst der Freiheit darstellen. Schiller fordert vom Monarchen: „Geben Sie Gedankenfreiheit.“ Wie wir heutzutage wissen, befindet sich dieser Monarch in Form des Gewissens in uns selbst. Wir können uns Freiheit nur selbst verschaffen. Im „Wallenstein“ lässt Schiller den Chor sagen: „Der dem Tod ins Angesicht schauen kann, der Soldat allein ist der freie Mann.“ Eine Anleitung zur Befreiung bietet uns Schiller in einer Schrift zur Braut von Messina; über den Gebrauch des Chors in der Tragödie: „Alle Kunst ist der Freude gewidmet, und es gibt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken. Die rechte Kunst ist nur diese, welche den höchsten Genuss verschafft. Der höchste Genuss aber ist die Freiheit des Gemütes in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte. Jeder Mensch zwar erwartet von den Künsten der Einbildungskraft eine gewisse Befreiung von den Schranken des Wirklichen, er will sich an dem Möglichen ergötzen und seiner Phantasie Raum geben. (...) Er will, wenn er von ernsthafterer Natur ist, die moralische Weltregierung, die er im wirklichen Leben vermisst, auf der Schaubühne finden.“

Die wahre Kunst der Freiheit findet man nicht auf der Schaubühne des Theaters, sondern in der inneren Vorstellungskraft, in der Anschauung! Die Anschauung stellt eine wesentliche Kunstform der Freiheit dar. Das Mittelalter kannte die *Vita activa* und die *Vita contemplativa*. Erst in der Kontemplation, die uns egal an welchem Ort, und sei es ein tiefes Kellerloch, möglich ist, finden wir wirkliche Freiheit. In den östlichen Philosophien und Religionen wurde der Schlaf zuweilen als der eigentliche, wahre Zustand des Menschen dargestellt, in dem Individuum und Universum eins sind. Der chinesische Philosoph Chuang Tzu (300 v. Chr.) schrieb: „Alles ist eins; im Schlaf ist die Seele ungestört und aufgenommen in diese Einheit; im Wachen hingegen ist sie abgelenkt und sieht die verschiedenen Gegebenheiten der Welt.“ In den altindischen philosophischen Texten der Upanishaden wurden die folgenden vier Seinsformen unterschieden: Der Wachzustand, der allen Menschen gemeinsam ist, der Zustand des Träumens, der Zustand des Tiefschlafs und der (überbewusste) Zustand des eigentlichen Selbst. Der Tiefschlaf (*susupta*) ist jener Zustand, in welchem man nichts begehrt und nicht träumt. An anderer Stelle der Upanishaden wird der Tiefschlaf mit dem eigentlichen Selbst in Zusammenhang gebracht: „Wenn man tief schläft, ruhig und heiter, und keinen Traum sieht, das ist das Selbst (Atman), das ist das Unsterbliche, Furchtlose, das ist Brahma.“

Die höchste Kunst der Freiheit findet sich augenscheinlich somit in der tiefen Meditation. Meditation ist eine Kunst. Es handelt sich um eine Kunstform, der in unserer Zeit kein Wert zugeschrieben wird, nachdem im 16. Jahrhundert der Geist des Protestantismus seinen globalen Siegeszug nahm und Benjamin Franklin im 18. Jahrhundert seinen Brief an einen jungen Handelsmann publizierte, dass Zeit Geld sei. Innerhalb der Meditation kann es gelingen, die schöne Kunst der Freiheit zu erleben. Hermann Kern hat es trefflich formuliert: „Im Labyrinth verliert man sich nicht, im Labyrinth findet man sich, im Labyrinth begegnet man nicht dem Minotaurus, im Labyrinth begegnet man sich selbst.“

Dr. R. Mathias Dunkel